Medientagebuch

Am Boden: die Obdachlosenzeitung „Strassenfeger“

In der *Berliner Zeitung* habe ich neulich von Andreas Düllick gelesen. Der nichtobdachlose Chefredakteur des Berliner *Strassenfegers* beklagte sich über die osteuropäischen Migranten unter seinen Verkäufern. Düllick wurde zitiert mit den Worten: „Betrugsversuche und aggressives Betteln werden registriert und geahndet.“

Eigentlich dürfte ich gar nicht über dieses Thema schreiben. Ich war sechs Jahre lang Redakteur des *Strassenfegers*, lange Zeit auch der einzige, Chefredakteur habe ich mich nicht genannt. Von den Verkäufern war ich basisdemokratisch gewählt worden und habe bis zu meinem Abschied im Jahr 2000 eine wunderbare, wenn auch anstrengende Zeit erlebt. So haben wir gemeinsam eine Bettelakademie gegründet; gut 40 Journalisten und drei Berufspolitiker haben bei uns einen Tag lang in Unterrichtsfächern wie „Sitzung halten“, „Kirchenstrich“ oder „Containern“ reüssiert, unter professioneller Anleitung. Die jeweiligen Artikel der Journalisten nahmen wir dann in die nächste Ausgabe mit rein und stellten sie dem Bericht des „Dozenten“ gegenüber.

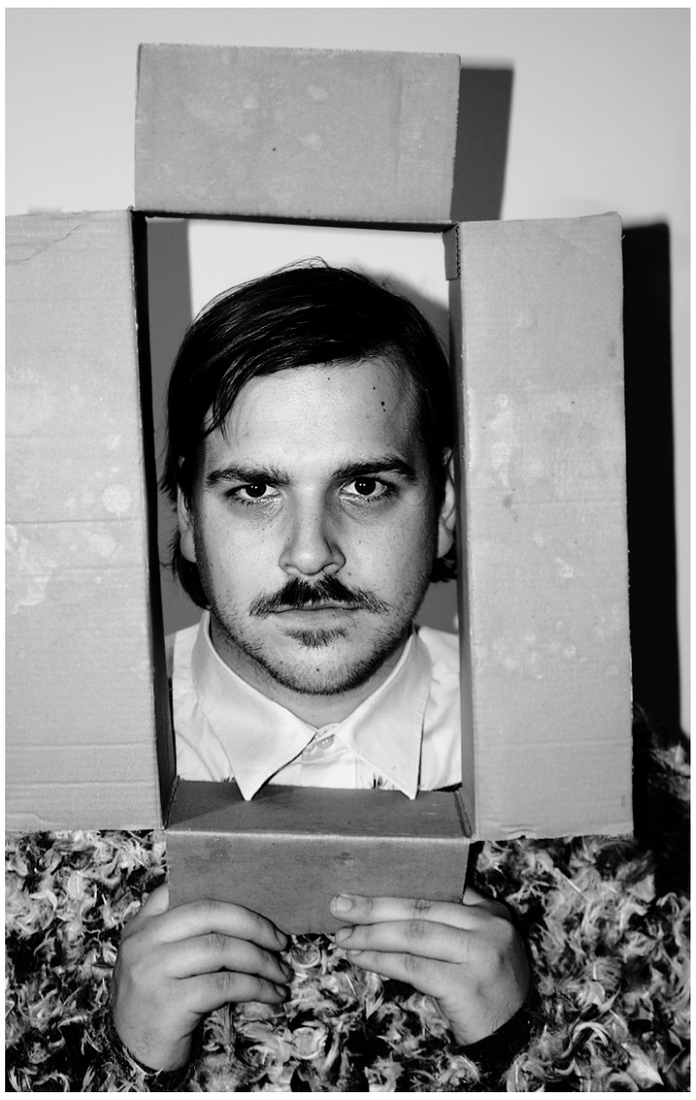
Gut, es hat immer Stress und Zank gegeben und auch immer Leute, die sich nicht an Regeln hielten. Es kam sogar vor, dass in der offenen Redaktionssitzung die Töle eines Verkäufers nach mir schnappte. Und eines Tages saß die NPD bei uns am Tisch: ein gesetzter älterer Herr, der eine Spende von 100 Mark abgeben wollte. Es kostete mich alle Kraft, diesen Mann, der darauf bestand, Mitglied einer demokratischen Partei zu sein, gegen den mehrheitlichen Willen der Verkäufer zum Teufel zu schicken. Aber nie, wirklich nie wäre ich auf die Idee gekommen, mich in der Öffentlichkeit von den eigenen Leuten zu distanzieren! „Betrugsversuche und aggressives Betteln“ sollen jetzt geahndet werden. Tatsächlich. Warum eigentlich nicht beim „Chefredakteur“? Andreas Düllick bettelt doch in jeder Ausgabe. Unter seiner Ägide findet sich auf der Rückseite des *Strassenfegers* seit vielen Jahren ein auszufüllender Spendencoupon. Wofür genau das Geld gebraucht wird, erfährt der Leser nicht. Auf dem Foto lächelt irgendein Mensch und hält sich die geöffnete Klemmmappe übers Haupt. „Ein Dach überm Kopf“ heißt die Spendenkampagne. Und weiter unten: „Um obdachlosen, wohnungslosen und armen Menschen wirksam helfen zu können, (...) brauchen wir dringend Hilfe!“

Verkäufer, die mich noch kennen, haben mir erzählt, dass der *Strassenfeger* seit anderthalb Jahren kein Notübernachtungsprojekt mehr hat. Das ist bitter. Ich hab sie gefragt, was denn nun passiert mit den vielen Daueraufträgen von Leuten, die jeden Monat für Unbehauste spenden. Wird das Geld zurücküberwiesen? Man weiß es nicht.

Ich denke nicht, dass der *Strassenfeger* jemals ökonomisch gearbeitet hat. Jedenfalls nicht im kapitalistischen Sinne. Oikos steht im Griechischen für das Haus. Ökonomie schloss ursprünglich ein riesiges Geflecht zwischenmenschlicher Beziehungen mit ein. Wenn die Bäuerin heute sagt, sie hat eine Wirtschaft zu versorgen, meint sie nicht nur den Acker und die Tiere, sondern auch ihre Familie. Bei einem Industriearbeiter oder einer Bankangestellten sieht das völlig anders aus; die Trennung von Arbeits- und Lebenswelt ist der Normalfall. Nur eben nicht bei Obdachlosenzeitungen. Umso bedenklicher erscheint mir, dass die Verkäufer inzwischen weniger Rechte haben als ein Arbeitnehmer bei Siemens. Aber das alles geht mich wohl nichts mehr an. *Karsten Krampitz*

KLEINANZEIGE

Kur an der poln. Ostseeküste in Bad Kolberg!
14 Tage ab 399 €! Hausabholung inkl.!
Prospekte, DVD-Film gratis! Jetzt buchen!
Tel.: 0048943556210 · www.kurhotelawangardia.de



FOTOS: REINHARD WERNER, LEON FRISELL (RECHTS)

Das Schlagzeug treibt die Schadenfreude noch an. Autor Schmalz (rechts) **ähnelt einem Walross, sagt er**

Alles ein Unfall

Bühne Mit seinem Stück „dosenfleisch“ brilliert der junge Dramatiker Ferdinand Schmalz bei den Autorentheatertagen. Die Uraufführung in Berlin hat Tempo und macht Druck

■ **Anna Opel**

Die Sehnsucht nach dem Totalschaden, vom österreichischen Dramatiker Ferdinand Schmalz erspürt, ist eine originelle Metapher für unser nervöses Unbehagen an der Wohlstandsgesellschaft. Versicherungsinspektor Rolf tapeziert seine Wohnung mit Fotos von Unfallwunden und will dem Mysterium des Crashs noch näher kommen. Es zieht ihn an die Raststätte, an der sein letzter Fall sich abspielte, in die Sichtweite der Todeskurve. Mit Hilfe von Beate und der mysteriösen Jayne, nur zum Schein die Betreiberinnen der Raststätte, wird er die Sprengkraft des Augenblicks bald am eigenen Leib erleben und mit lustvollem Todesschrei in eine bessere Welt ausscheiden.

Bei einer Reise durch Kalifornien, so erzählte es Autor Schmalz am Tag vor der Uraufführung am Deutschen Theater in Berlin, habe ihn die seltsame Stimmung an der James Dean Memorial Junction fasziniert, die Kreuzung, an der der Hollywoodstar 1955 mit einem Porsche 550 Spyder in den Tod raste. Dort habe er beobachtet, wie eine „unverdellte“, also sturznormal wirkende Idealfamilie merkwürdig ergriffen, geradezu ekstatisch den Unfallort bestaunte. Diese Szene habe ihn zu seinem Stück *dosenfleisch* inspiriert.

Die Sprache wird umgepflügt

Das Stück verhandelt eine Paradoxie unseres Lebensstils: Immer schneller geht es von Ort zu Ort, auch wenn die Orte immer gleicher werden. „von a nach a nach a nach a. kein b in sicht“, legt Schmalz, 1985 in Graz geboren, einer Figur in den Mund. Mit einem furiosen Solo eröffnet die Schlagzeugerin Katharina Ernst die Uraufführung. Regisseurin Carina Riedl greift die Lust am krachenden Aufprall ungebremst auf und verhilft dem Text so zu einer kongenialen Inszenierung, in der sich Tempo und Druck der Geschichte noch erhöhen.

Genau darum soll es künftig bei den Autorentheatertagen gehen, bei denen das Deutsche Theater mit dem Burgtheater Wien und dem Schauspielhaus Zürich kooperiert: das Schreiben für die Bühne zu fördern, aber nicht mit schnell gestrickten Werkstattinszenierungen, sondern mit vollwertigen Regiearbeiten, mit klaren Bekenntnissen zu den ausgewählten Texten.

Der so humoristische wie ernsthafte Weltverbesserer Ferdinand Schmalz berichtete im Vorgespräch, wie er zu seinem Künstlernamen kam. Angeregt vom Beatles-Song *I am the walrus* habe ein Freund ihn, den recht korpulenten Jungkünstler, als Walross porträtiert und das Wort „Schmalz“ unter die Zeichnung geschrieben. Als er schließlich einen Namen brauchte, unter dem er seine Werke in die Welt setzen konnte, nannte er sich „Schmalz“, seine Webseite trägt die Adresse *dieschmalzette.at*.

Den Volksstückerneuerern Werner Schwab und Franz Xaver Kroetz sowie der Sprachberserkerin Elfriede Jelinek sieht er sich verwandt, bis zu den Ellenbogen greift er in Rhythmus und Semantik. Wer die Sprache derart durchknetet und umpflügt, schafft Raum für neue Gedanken. Dabei verortet Schmalz seine Figuren in Settings, die realen Orten zum Verwechseln ähneln, in eine Butterfabrik, ein Einkaufszentrum oder eben eine Raststätte – um von dort abzuheben in fantastische widerständige Sphären.

Während des Studiums war er Komparse am Burgtheater, er wurde Regieassistent an der Autorenschmiede des Wiener Schauspielhauses und tüftelte als Performer in einem freien Kollektiv an neuen theatralen Formen. Bei alldem habe er gemerkt, wie

Schmalz führt uns von der Butterfabrik in die Todeskurve und in den Widerstand

sehr ihn die Arbeit an der Sprache interessiere. Dass er genau dort tiefer bohren wolle. Kollektives Schreiben schätze er, aber er brauche auch Phasen der Unverfügbarkeit, das Alleinsein mit dem Text. Ein Schmalz-Stück entsteht demnach in drei Phasen: „Zuerst Recherche in der Bibliothek mit Blick auf das umfangreiche Brechtregal, das spornt schon an.“ Dann müsse er anfangen mitzusprechen beim Schreiben. Das funktioniere am Anfang noch geflüstert im Kaffeehaus. In Phase drei müsse er, aus Rücksicht auf die anderen Gäste, in seine Wohnung umziehen.

Vom Fachblatt *Theater heute* wurde Schmalz zum Nachwuchsdramatiker des Jahres 2014 gekürt. Mit seinem Industriekrimi *am beispiel der butter*, in dem ein Molkerei-Angestellter Reisende mit unetikettiertem Joghurt füttert und so die reguläre Nachfrage nach dem Milchprodukt zu schmälern droht, räumte er 2013 den Retzhofer Dramapreis ab.

Schmalz' spielerische Mischung aus Wortimprovisationen und philosophisch angehauchter Kritik am konformen Dasein kommt in den Theatern und beim Publikum an. Es gibt eine Sehnsucht nach Utopie und Vision, nach einem künstlerischen Entwurf, der den bierernsten Realismus hinter sich lässt. Dabei ist es Schmalz durchaus ernst: „Wie lange noch diese biedermeierliche Zufriedenheit, wie lange die Augen verschließen vor dem Chaos da draußen: IS und Umweltzerstörung?“

Die Ideen stehen Schlange bei dem jungen Dramatiker, der sagt: „Wir müssen die verloren gegangenen Gemeinschaftsräume der Gesellschaft rekonstruieren, eine gemeinsame Sprache wiederfinden.“ Vielleicht kann aus einem Totalschaden noch etwas werden. Das Motto von *dosenfleisch* ist frei nach Wittgenstein zitiert: „Die Welt ist alles, was der Unfall ist.“

Die **Autorentheatertage** laufen noch bis 27. Juni am Deutschen Theater in Berlin

Donnert, Welten!

Musik Jörg-Peter Mittmann experimentiert mit religiös-metaphysischen Texten und Kompositionen

■ **Michael Jäger**

Sich mit „religiös-metaphysischen Themen und der Tradition ihrer musikalischen Behandlung“ auseinanderzusetzen, das hat sich das Detmolder Ensemble Horizonte, gegründet 1990, zur Aufgabe gemacht. Jetzt legt Jörg-Peter Mittmann, sein konzeptioneller und künstlerischer Leiter, eine CD mit sechs eigenen Kompositionen vor, die schon wegen ihrer ungefähr gleichen Länge – 9 bis 13 Minuten – wie ein Experiment anmuten, das er immer wieder anstellt. Musikalische Gegenwart und Vergangenheit spiegeln sich, genauer gesagt wird der Bruch zwischen ihnen verschiedenartig reflektiert.

Ungewöhnlich ist, dass Mittmann sich weder auf den Standpunkt der Vergangenheit noch der Gegenwart stellt, vielmehr erscheinen beide als musikalisch schattenhaft. Wo er Vergangenes zitiert, ist das nicht weiter verwunderlich. Es wird manchmal direkt hineinmontiert in die modernen Stücke, so wenn er Claudio Monteverdis *Lamento della ninfa* (1638) in sein eigenes *Lamento* (2008) einblendet. Das muss natürlich wie von weit her klingen und tut es auch. Aber der vorher ins Moderne transponierte Monteverdi, den man nicht wiedererkennt, und überhaupt all die abgebrochenen Akzente, die Mittmann wie Steinchen in die musikalische Faktur hineinwirft, machen ebenfalls nur den Eindruck von Schatten. „Luftgeräusche mit Tonanteil“ wird zum Beispiel ein Klarinetteneinsatz in der Partitur überschrieben. Zur Vergangenheit führt nichts zurück, doch paradoxerweise scheinen wir auch zur Gegenwart keinen Zugang zu finden.

In zwei Stücken werden zusammengestellte Textbruchteile von Sängerinnen vorgetragen (Katrin Bähre, Sopran, Nicole Pieper, Alt). Da zeigt sich, was Mittmann seinem Studium von Musik, Philosophie und Geschichte verdankt. In *Kreuzgesang* (1997) konfrontiert er Texte etwa von Thomas von Aquin und Friedrich Nietzsche. Nietzsche wird mit den Worten zitiert, das Kreuz sei in der Kirchengeschichte in eine „obszöne Verheißung irdischer Macht“ verkehrt worden. „Oh Gott!“, der Aufschrei gegen Ende in dreifachem Forte, erinnert fatal an das triumphale „Und der Cherub steht vor Gott“ in Ludwig van Beethovens 9. Sinfonie (1824), nur dass die Musik sich dann auch schon verläuft – es gibt keine Fortsetzung.

Bleibt leise

In *Dem Unendlichen*, einer „Musik auf Worte von Friedrich Gottlieb Klopstock“ (2009), wird eine Zeile des Dichters ernüchternd kommentiert: „Donnert, Welten, in feyerlichem Gang, in der Posaunen Chor!“, singt die Sopranistin auf hoher Tonlinie, wobei die Feierlichkeit angestrengt wirkt, um dann sprechend fortzufahren, sarkastisch, auch wütend: „... als sei kein Unglück die Nacht geschehen“. Ein Zitat aus Gustav Mahlers *Kindertotenliedern* (1904).

Eindrucksvoll ist die „Konzertszene für Violine und Ensemble“ *Dona nobis pacem* (1998). Man kennt sonst kein Violinkonzert, bei dem das Soloinstrument mit der Orchestermusik in gar keinem Zusammenhang steht und überdies seine Bögen so leise fortspinnt, dass es im konfusen Krach kaum hörbar ist. Doch wie in Beethovens gleichnamiger Komposition aus der *Missa Solemnis* (1823) beruhigt sich die Musik am Ende. Die Violinistin bleibt leise. Sie hat sich nicht beirren lassen. Leise heißt aber schattenhaft. Früher war neue Musik selbstbewusst präsent, auch wo sie alte Musik antwortend vergegenwärtigte. Das kann und will Jörg-Peter Mittmann nicht fortsetzen.

Kontrapunkte *Jörg-Peter Mittmann. Ensemble Horizonte* Wergo 2015